



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Verhandlung ist geschlossen.

Euer Hochgeboren, beeilte sich Timofejew zu sagen, der Herr Oberst bittet noch das Fräulein Sawinski und den . . .

Sie schweigen! brüllte ihn der Richter an. Wie wagen Sie es noch, ein Wort zu reden, nachdem ich die Verhandlung für geschlossen erklärt habe?

Timofejew machte eine Bewegung, die ausdrücken sollte, er gebe alles verloren. Von den Damen aber, die unmittelbar hinter dem Stuhle des Fräulein Schtschepin saßen, erhob sich eine, als der Name Sawinski genannt wurde, und schien im Begriffe zu sein, vorzutreten. Als der Richter jedoch den Schwarzen zur Ruhe verwies und nochmals den Schluß der Verhandlung betonte, sah sie um sich und setzte sich rasch. Ich sah ihr Gesicht nur den kleinsten Bruchteil einer Sekunde, aber noch jetzt — es sind seitdem viele, viele Jahre vergangen — könnte ich das Gesicht malen, wenn ich ein sehr kunstreicher Porträtmaler wäre. Ein nicht vollendeter Künstler hätte nicht wagen dürfen, sich an die Darstellung des lieblichen Anblicks zu machen, den das Gesicht in dem Augenblicke bot.

Wie regelmäßig, wie edel geformt waren diese Züge! Freilich, das feine Mäuschen zeigte einen leisen Anflug von Abstumpfung. Doch gerade diese kaum merkliche Abweichung stimmte prächtig zu dem herausfordernd üppig geschnittenen Mündchen und zu der Stirn, die zur Hälfte unter einem ganzen Walde unendlich kleiner aschblonder Böckchen verschwand. Die grauen Augen schauten entschlossen und dabei doch so mädchenhaft unschuldig und bittend, daß sie dem ganzen Gesicht einen geradezu bezaubernden Reiz verliehen. Zu andrer Zeit, wenn die Besitzerin dieser Augen nicht in der Erwartung stand, vor dem Richter Zeugnis ablegen zu müssen, mochte der sanfte, bittende Ausdruck nicht vorhanden sein — er war es auch für gewöhnlich nicht, wie ich dreist behaupten darf, denn ich habe ja oft genug Gelegenheit gehabt, mich davon zu überzeugen —, in diesem Augenblick aber kam er voll zur Geltung, und er war es hauptsächlich, der mir zum Herzen drang, mich plötzlich so gewaltig zu dem Mädchen zog, daß ich mich nicht bedacht hätte, ihr zu Hilfe zu eilen, falls sie in dem Falle gewesen wäre, Hilfe oder Beistand nötig zu haben.

Ich bin durch die Aussagen der Befragten zu der Überzeugung gekommen, ertönte der Paß des Richters, daß die Beschuldigung des Händlers Abramow seitens des Obersten Przebucki nicht genügend begründet ist, und darum erkläre ich die Anklage des dimittierten Obersten Przebucki, ich sage, ich erkläre kraft der mir zustehenden Befugnis die Klage wegen ungenügenden Beweises für abgewiesen und die Sache für erledigt.

Die Sitzung ist für heute geschlossen, fügte er hinzu, indem er aufstand und die Kette abnahm.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Eine geographische Fabel. Seit länger als einem halben Jahrhundert spielt sich im zentralen und im nördlichen Asien ein weltgeschichtlicher Prozeß von gewaltiger Bedeutung ab. In Mittelasien haben sich zwei Jahrtausende lang zwei Welten gegenübergestanden, deren Scheidelinie etwa über Taschkent und Samarkand läuft, und die durch geographische Verhältnisse und durch ihre Kultur voneinander getrennt sind. Auf der einen Seite steht der Westen, zuerst mit ägyptisch-assyrischer, später mit arisch-germanischer Kultur, auf der andern die chinesisch-mongolische, die turanische Welt des Ostens. Früher lag der Schwerpunkt immer im Osten, und

der Westen überschritt nur einmal, unter Alexander dem Großen, die Scheidelinie flüchtig um ein wenig. Umgekehrt drangen mongolische und turanische Scharen wiederholt nach dem Westen vor. Jetzt hat sich die Bewegung geändert, der Schwerpunkt hat sich nach dem Westen verschoben, der erobernd ostwärts vorgeht, und die Völker des Ostens, in ihrer frühern Tatkraft gänzlich gelähmt, beugen sich vor dem von ihnen als unabänderlich erkannten Geschick. In diesen Gebieten liegt Rußlands weltgeschichtlicher Verurs, an dieses Werk sind seine Kräfte auf Jahrhunderte hinaus gebunden; und wenn sich auch immer wieder europäische Fragen in den Vordergrund der russischen Politik drängen, so werden sie doch den dort nach Osten drängenden Strom der Weltgeschichte nicht aufhalten.

Durch die transkaspische Bahn ist Rußland in Zentralasien als zivilisierende Macht aufgetreten und hat europäische Kultur verbreitet, wenn diese zunächst auch noch ein kosakisches Gewand trägt. Sogar Engländer, wenn sie vorurteilsfrei zu sein vermögen, gestehn das zu: „Rußlands Vorgehn in diesen Gegenden bedeutet Fortschritt und Zivilisation in barbarischen Ländern, Sklaverei und Menschenraub hören auf, und der Handel wird mancher Fessel entledigt.“ Tatsächlich steht gegenwärtig in Chiwa und Buchara, wo noch vor dreißig Jahren jeder ankommende „Ungläubige“ in beständiger Lebensgefahr schwebte, das griechisch-orthodoxe Kreuz geduldet nicht fern von der Moschee; die jahrhundertalten Hindernisse, die die von undurchdringlichen Steppen umschlossenen Oasen Mittelasiens von der europäischen Kultur trennten, sind beseitigt. In den früher öden unwirtschaftlichen Wüsten, wo Menschen niemals hatten weilen können, haben sich Massen von Arbeitern und Handwerkern, Kaufleuten und Soldaten gesammelt; sie bauen Häuser und Kirchen, Kasernen und Werkstätten, Apotheken, Fabriken und Geschäftsniederlagen, sie pflanzen Baumchulen und befestigen den beweglichen Sandboden. Aus den Ruinen von Nisai-Arwat, Aschabad, Merv, Tschardshui, Buchara und Samarkand entstehen neue Städte mit ansehnlichem Handel und gedeihlichem Wohlstand, mit zahlreichen Bewohnern, die sich von Jahr zu Jahr mehrten.

Die Geschichte der transkaspischen Bahn ist sozusagen die Geschichte des russischen Erfolgs in Zentralasien. Die Erschließung dieser durchaus fruchtbaren Strecken durch den Bau der Militärbahn hat eine förmliche Umwälzung in der wirtschaftlichen Natur des transkaspischen Gebiets mit sich gebracht und die Verbrauchsfähigkeit der ehemaligen Chanate von Chiwa und Buchara sowie Afghanißans für russische Waren auf das Vielfache gesteigert. Namentlich infolge des durch Arbeit erzielten Geldverdienstes hat sich die Bevölkerung, die bis dahin ein freies Räuberleben geführt und ihre Plünderungszüge im Norden bis Chiwa, im Süden bis nach Khorassan ausgedehnt hatte, allmählich an ein geregeltes sesshaftes Leben gewöhnt. Diese Erfolge sind nicht mit einemmal und nur in ihrem letzten Verlauf in raschem Tempo erreicht worden. Jahrzehntelang hatte man schon die Eröffnung einer Wasserstraße bis zum afghanischen Gebiet durch die Ableitung des Amu-Darja (Oxus) in das Kaspische Meer erwogen. Aus leicht begreiflichen Gründen verzögerte sich die Ausführung dieses kostspieligen und in seinem Erfolge keineswegs gesicherten Planes. Um der gegen die räuberischen Tekke-Turkmenen unternommenen Strafexpedition des Generals Skobelev den Nachschub von Waffen, Munition und Proviant zu sichern, wurde 1881/2 mit den vom letzten türkischen Kriege her im Kaukasus unbenuzt lagernden Vorräten an Schienen und anderm Baumaterial eine Militärbahn vom Kaspischen Meer bis zur Ahal-Teke-Oase gebaut; als sich aber England wegen der Einverleibung von Merv in den russischen Reichsverband und wegen des niemals ganz aufgeklärten „Zwischenfalls“ von Penschdef sehr kriegerisch gebärdete, wurde 1885 der Weiterbau nach Merv und kurz darauf bis Samarkand angeordnet und binnen zwei Jahren durchgeführt. Die transkaspische Bahn durchschneidet 400 Werst wasserlose Wüste, 160 Werst Halbwüste und nur 400 Werst Kulturland. Für eine durchziehende Armee würde das Land keine Lebensmittel bieten, auch die Zahl der Brunnen ist noch ungenügend. Gerade zwischen dem

Kaspischen Meere und dem Aralsee liegt eine vollkommene Wüste, weit landeinwärts erstrecken sich Wanderdünen von feinem goldgelbem Sande, der sich bei stürmischem Wetter in Bewegung setzt und drei bis fünf Meter hohe Wellen bildet. Da entstehen Hügel und Täler und verschwinden in kürzester Zeit wieder; die wandernden Sandberge machen das Land eigentlich erst zur Wüste, denn sie ersticken auch die geringsten Anfänge von Pflanzenwuchs, versanden die Wasserläufe und nötigen auch größere Ströme zur Änderung ihres Bettes. Dagegen kann nur ausgiebige Bewässerung helfen, die auch das an und für sich nicht unfruchtbare Gelände wieder zu der nutzbaren Blüte bringen würde, wie sie bis ins späte Mittelalter zum großen Teile schon bestand.

Diese Angelegenheit ist von Rußland niemals aus dem Auge gelassen worden. Schon lange, bevor man an den Bau der transkaspischen Bahn dachte, wurde ein andrer Plan erwogen. In allen Atlanten findet man zwischen dem südöstlichen Gestade des Kaspischen Meeres und dem Unterlaufe des Amu-Darja (Oxus) ein trocknes Flußbett eingezeichnet, das die Bezeichnung *Uzboi* (lange Schlucht) führt, und von dem allgemein angenommen wurde, daß durch dieses vor Zeiten der Amu-Darja in das Kaspische Meer geflossen sei, während er heute in den Aralsee mündet. Der russische Admiral Butakoff hat in den fünfziger und den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts umfangreiches Material zusammengetragen, das diese Annahme begründen sollte. Nach ihm habe man in den Zeiten des klassischen Altertums überhaupt nichts vom heutigen Aralsee gewußt, und kein Schriftsteller habe ihn erwähnt. Als Alexander der Große in diese Gegenden gezogen war, ließ er ihre geographischen Verhältnisse untersuchen, und es wurde ihm berichtet, daß Oxus und Jaxartes in das Kaspische Meer mündeten. Für diese Auffassung spreche auch der alte Handelsweg, auf dem Europa innerasiatische Waren bezog. Dieser kam vom „indischen Kaukasus“ den Oxus entlang bis an das Kaspische Meer, ging von diesem den Kur aufwärts und von dort bis zum Phasis (Rioni) und an das Schwarze Meer. Während man bis 600 n. Chr. einstimmig darüber gewesen sei, daß sich Oxus und Jaxartes in das Kaspische Meer ergossen, sei man von da bis etwa zum Jahre 1300 gerade entgegengesetzter Meinung gewesen. Alle muhammedanischen Schriftsteller, die von den topographischen Einzelheiten dieser Gegenden genau unterrichtet waren, gaben an, daß Oxus und Jaxartes damals in den Aralsee mündeten, in den See von Charesm, wie er noch heute bei ihnen heißt.

Nach Butakoffs Annahme wäre dann der See wieder verschwunden. Im Mittelalter gingen bekanntlich viele Gesandtschaften von europäischen Höfen nach der Mongolei, und es gibt darüber viele Berichte, aber in keinem wird der Aralsee erwähnt, obwohl die Reiseroute mancher Berichterstatter mitten durch geführt haben müsse. Der See fehlt auch auf den berühmtesten Karten des Mittelalters, der katalonischen, der borganischen und der venetianischen von San Marco. Nach Butakoff existiert auch ein persisches Manuskript, worin der Zustand der Provinz Chorasman im Jahre 1418 bis in alle Einzelheiten geschildert wird. Der unbekannte Verfasser weiß von der frühern Existenz des Aralsees, er sagt aber, gegenwärtig, im Jahre der Hedschra 820 (1417) ist der See nicht mehr vorhanden. Der Oxus hat sich einen Weg zum Kaspischen Meere gebahnt, und in dieses fällt er bei einem Ort namens Karlawan (Akrischah). Der Jaxartes soll sich damals in seinem untern Lauf mit dem Oxus vereinigt und ebenfalls ins Kaspische Meer gemündet haben, vom ersten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts an aber den See von Charesm nicht mehr erreicht, sondern sich in der Wüste verloren haben. Also ist wieder vom Aralsee die Rede, man zeigte um das Jahr 1550 den Ort, wo der Oxus früher ins Kaspische Meer gemündet sei, und erzählte, daß der Strom auf der Strecke nach dem Kaspisee allmählich ausgetrocknet sei und den Aralsee geschaffen habe. Butakoffs Ansicht hatte Widerstand bei namhaften Geographen, unter andern auch bei Niepert, erfahren, insbesondre wurde gegen ihn ausgeführt, daß sein Material keinen direkten Beweis bringe und seine meisten Argumente nur a silentio gelten

könnten. Nach einer früheren Meldung sollten übrigens die Usbeken durch einen fünf Werste langen Damm den Druß gezwungen haben, all sein Wasser dem Aralsee zuzuführen. Solche Flußbettverschiebungen durch Sandverwehungen und Eingriffe der Menschenhand gehören in Wüstengebieten keineswegs zu den Seltenheiten, wenn auch vielleicht nur in kleinerem Maßstabe. Für die Veränderung des Drußlaufes und damit auch des Aralsees war aber doch noch immer kein Beweis beigebracht worden.

In den letzten Jahren hat nun Professor Walther in Jena das Ergebnis seiner Studien über die Drußfrage veröffentlicht, und aus diesen geht unzweifelhaft hervor, daß ein früherer Lauf des Amu-Darja nach dem Kaspischen Meer niemals bestanden haben kann. Nach Professor Walther gehört der Usboi zu den sogenannten Trockentälern (Wadis), die sich auch in den Wüstengebieten Afrikas und Nordamerikas finden. „Zwei Kräfte sind miteinander bei der Bildung dieser Trockentäler tätig. Die seltenen, aber dann mit großer Gewalt niederstürzenden Strichregen reißen die Erde auf, aber nur soweit, als das raschversickernde Wasser kräftig genug ist. So entstehen überall kurze isolierte Talriffe. Lange Jahre ohne Regen folgen darauf, und in dieser Zeit modelliert der Wind weiter, was das Wasser begonnen hat. So verschwinden bald die Spuren des Wassers, die abhebende Tätigkeit des Windes nagt an den Wunden der Erdrinde und bildet allmählich jenes System von Trockentälern aus, das für alle Wüsten so charakteristisch ist.“ Waren bis in die neueste Zeit die Geologen über die Bildung der Trockentäler nicht einig, so braucht man sich nicht zu wundern, wenn die Wüstenbewohner ihre eignen Gedanken darüber haben. Die Beduinen Nordafrikas halten solche Bildungen für alte Bette des Nils, und diese Meinung galt lange Zeit auch bei den Gelehrten, bis die Kohlfsche Expedition in die Libysche Wüste den Irrtum zeigte. So haben auch die Asiaten den Amu-Darja für die Trockentäler verantwortlich gemacht, die als altes Drußbett in die Karten gekommen sind. Beweiskräftiger ist noch die Tatsache, daß der Druß sein rechtes Ufer untergräbt und so nach rechts wandert, während auf seinem linken Ufer langgestreckte Schlamminiederlagen entstehen. Bei den Tiefbohrungen für den Bau der Eisenbahnbrücke über den Druß hat sich ergeben, daß der Grund des Flußbettes auf Wüstenboden ruht, und daß der Flußschlamm 10 bis 20 Meter mächtig und von derselben Beschaffenheit wie der heutige ist. In dem Usboi und vor allem in dem Gebiete der angeblichen einstigen Drußmündung in das Kaspische Meer fehlt aber jede Spur solches Flußschlammes bis zu Tiefen von 31 Metern, womit der sichere Beweis geliefert ist, daß der Amu zu keiner Zeit in das Kaspische Meer geflossen ist. Nach dem Ergebnis der Forschungen Professor Walthers hat demnach die Bezeichnung „altes Flußbett des Druß“ von den Karten zu verschwinden, und es muß dafür Wadi Usboi und an einer nördlicher liegenden Stelle des vermeintlichen Drußtales Wadi Angus gesetzt werden.

Mit dieser Aufklärung der Fabel von der Wandrung des Drußlaufes und des Aralsees ist jedoch die Frage der Ableitung des Flusses (vielleicht auch mit dem Fazarates) nach dem Kaspisee keineswegs abgeschlossen. Rohrbacher hält zwar die Ableitung für ganz zwecklos, wenn nicht für unmöglich, aber es leuchtet ein, daß der See mit seiner über tausend Quadratmeilen großen Verdampfungsfläche in einem so wasserbedürftigen Lande als eine ungeheure Wasserverschwendung erscheint, umsomehr als er an und für sich wieder zu unbedeutend ist, als daß er einen Einfluß auf das Klima ausüben könnte. Man dürfte darum doch früher oder später in Rußland auf die alte Idee Peters des Großen zurückgreifen, eine Wasserverbindung vom Kaspischen Meere zum Druß herzustellen. Vorläufig wird wohl freilich auf Jahrzehnte hinaus die transkaspische Bahn dem russischen Verkehrsbedürfnis genügen, und die russische Regierung hat gegenwärtig in Sibirien und der Mandschurie so viele Aufgaben zu erledigen, daß sie für Zentralasien weder Zeit noch Geld übrig hat. Aber schon die in den Jahren 1879 bis 1883 unter der Leitung des Generals Gluchowski stehende wissenschaftliche Expedition, die so-

genannte „Samaraexpedition,“ hat die Möglichkeit eines Verbindungskanals vom Amu-Darja nach dem Kaspisee erwiesen. Über die Bedeutung einer Wasser Verbindung, die die einstigen Kulturstätten westlich von Chiwa durchziehen, gegen 50 000 Quadratwerst bisher unbebauten Bodens bewässern und die jährlichen Überschwemmungen im Delta des Amu-Darja beseitigen würde, kann kaum ein Zweifel bestehen. Es hatte auch schon vor Jahren eine Gruppe russischer Kapitalisten eine Eingabe um Konzessionierung einer solchen Kanalanlage beim Ministerium eingereicht, aber die Genehmigung nicht erhalten, weil in Rußland solche Privatunternehmungen nicht beliebt sind. Gerade diese Aufgabe dürfte bei Gelegenheit die russische Regierung selbst in die Hand nehmen.

— y —

Ein Beitrag zu den Anfängen der deutschen Kolonialpolitik. In dem jüngst von uns in den Grenzboten (Nr. 50) besprochenen Buche des Obersten Schiel finden wir Angaben aus erster Quelle zur Geschichte der deutschen Kolonialpolitik, die beachtenswert sind. Es ist die erste und, wie es scheint, entscheidende Aufklärung über die Santa Lucia-Bai-Angelegenheit; es ist zugleich ein Beitrag zur Kenntnis der Stellung Bismarcks in den Anfängen der deutschen Kolonien und in den südafrikanischen Angelegenheiten überhaupt. Als Schiel 1884 als Bevollmächtigter der Südafrikanischen Republik im nördlichen Zululand weilte, wo sich damals um die neue Burensiedlung Bryheib nach dem siegreich beendeten Zulu-Kriege die „Neue Republik“ zu bilden anfang, die dann in den Mutterstaat aufgenommen wurde, stellte sich ihm ein Deutscher mit Brille, Gehrock und Zylinder vor, als Abgesandter von Lüderitz, der ihn beauftragt habe, von dem Zuluhäuptling Dinizulu die Santa Lucia-Bai mit einem darumliegenden Gebiet zu erwerben, über die dann die deutsche Regierung ihre Schutzherrschaft erklären werde. August Einwald hatte, bezeichnend für ihn und Lüderitz, kein einziges amtliches Papier, nicht einmal einen schriftlichen Auftrag von Lüderitz, angeblich der Geheimhaltung des Auftrags wegen. Trotzdem machten er und sein Plan auf Schiel den Eindruck der Wahrheit, Schiel erwog mit Recht vor allem, daß Lüderitz einen solchen Schritt nicht tun würde, wenn er sich nicht der Gutheißung der deutschen Regierung versichert hätte. Die Santa Lucia-Bai war damals förmlich als ein Gebiet außerhalb der englischen Sphäre erklärt worden, da die englischen Staatsmänner den Umschlufs zur Nordgrenze gegeben hatten. Schiel führte also ein Zusammentreffen Einwalds mit Dinizulu zu Gnmiati herbei und brachte es durch seine Vermittlung dahin, daß sich Dinizulu und die andern Zuluhäuptlinge bereit erklärten, die Santa Lucia-Bai mit 100 000 Acres Land an Lüderitz zu verkaufen, vorausgesetzt, daß die deutsche Regierung die Schutzherrschaft über die Bai und das Zululand übernehme. Die Abtretungsurkunde wurde sofort auf Schiels Namen ausfertigt. Während Einwald in Kapstadt blieb, reiste Schiel nach Bremen, erfuhr von Lüderitz, daß alle Angaben Einwalds der Wahrheit entsprächen, zugleich aber auch, daß England wenig Tage nach Schiels Abreise die Santa Lucia-Bai zu seinem Schutzgebiet erklärt habe. Wenig Tage nach seiner Ankunft hatten Schiel und Lüderitz eine Zusammenkunft mit dem Legationsrat von Rufferow im Auswärtigen Amt, und Schiel erhielt an demselben Tage vom Fürsten Bismarck eine Einladung zur Tafel. Er durfte seine Auffassung von der Möglichkeit einer Ausdehnung des neuen deutschen Protektorats über Matabele-, Maschona- und Barotse-Land erörtern und fand den Fürsten bereit, dem Unternehmen näher zu treten, wenn es durchgeführt werden könnte, ohne sich mit dem Burenfreistaate zu verseinden. England werde mit aller Kraft Opposition machen, aber er fürchte diese Opposition nicht; mit den Buren Hand in Hand könne Deutschland in jenen Gebieten vorgehn; „mit ihnen verseinden will ich mich nicht.“ Die deutsche Regierung protestierte einstweilen gegen die englische Besitzergreifung der Santa Lucia-Bai, und Bismarck erklärte einige Tage nach der ersten Unterredung Schiel, daß er den deutschen Generalkonsul in Kapstadt beauftragt habe, nach Pretoria zu gehn. Da er es zugleich für wünschenswert erklärte, daß

Schiel sich mit diesem in Verbindung setze, reiste Schiel nach Kapstadt zurück. Während er sich nun nach Verabredung mit dem Generalkonsul bereit machte, zu Dinizulu zu gehn, während jener nach Pretoria aufbrechen wollte, erschien eine Proklamation der Neuen Republik, die die Santa Luciabai als Freihafen unter ihrer Herrschaft erklärte; Schiel glaubt, daß der damalige Vertreter der Südafrikanischen Republik in Berlin, der ihm versprochen hatte, seine Regierung zu bewegen, keine Schritte zu unternehmen, ehe Deutschland seine Vorschläge gemacht habe, der Ausbreitung des deutschen Einflusses in Südosafrika nicht geneigt gewesen sei. Für einen Blick aus der Gegenwart in jene Zeit erscheint das als eine sehr kurzfristige Politik, denn wie anders würde sich das Schicksal der Burenfreistaaten in Südafrika gestaltet haben, mit einem deutschen Schutzgebiet und Hafen am Indischen Ozean im Rücken! Deutschland konnte bei dieser Sachlage nicht anders, als seinen Protest zurückziehen, wofür England die deutsche Besitzergreifung im atlantischen Afrika und im Stillen Ozean anerkannte. Der kurzfristigen Burenpolitik setzten die Vorgänge der beiden folgenden Jahre die Krone auf. Die Neue Republik schloß sich an Transvaal an, England behielt die Santa Luciabai und schnitt durch weitere Besitzungen im Zululand die Burenstaaten vom Indischen Ozean ab. Für einen weit-schauenden Politiker war damit schon 1887 ihr Geschick besiegelt.

† *

Goethe und Epicharm. Im Philologus (1902 S. 312) ist Albert Müller einem neuen Anschluß Goethes an eine griechische Dichterstelle auf die Spur gekommen, und zwar in dem unter „Epigrammatisch“ aufgenommenen „Wie du mir, so ich dir“:

Mann mit zugeknöpften Taschen,
Dir tut niemand was zuleib.
Hand wird nur von Hand gewaschen,
Wenn du nehmen willst, so gib!

Der Hannoveraner Philolog glaubt, daß Epicharm, Fragment 118 (Ahrens) die Vorlage Goethes gewesen sei: *α δὲ χεῖρ τὴν χεῖρα νίλει-δὲς τι καὶ λάβοις τι κα;* jedoch ist Müller zweifelhaft, ob es eine bewußte Anlehnung Goethes an den dorischen Komödiendichter ist. Uns aber scheint es zweifellos zu sein, daß der Frankfurter Dichter den Syrakusaner hat nachahmen wollen; und wie Horaz von Plautus sagt, läßt sich hier von Goethe sagen: *ad exemplar properare Epicharmi*. Denn Goethe hat ja auch, was Müller übersehen hat, das Beispiel des raschbewegten, lebendig muntern Epicharmischen, trochäischen Tetrameters übernommen; und zwar ist, soviel ich gesehen habe, dieses Versmaß nur in diesem einen der unter „Epigrammatisch“ vereinigten Gedichtchen angewandt. Wo Goethe das Epicharmfragment gesehen hat, überlassen wir den Goethespezialisten herauszufinden. — Müller hatte auch in den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum usw.“ 1898 auf eine Anlehnung Goethes an eine griechische Gemmeninschrift aufmerksam gemacht. Der Schluß von „Götter, Helden und Wieland“ ist identisch mit einer vielfach auf Kameen der spätern Kaiserzeit zu findenden Aufschrift: „Sie reden, was sie wollen: mögen sie doch reden, was kümmerts mich!“ (s. Furtwängler, Gemmenwerk III S. 367; 1884 figurierte noch eine solche Kamee auf der Auktion Castellani). Ein schottischer Baron hatte den Spruch als Wahlspruch auf seiner Haustür: *Men say — What say they? Who cares: let them say*. Eigentlich ist das alte Motto für Diebespfänder bestimmt (s. B. Ringe) und geht weiter: „Du liebe mich! wohl bekomm dir!“ Goethe hatte den Satz, der Wieland in den Mund gelegt ist, entweder aus Winkelmann oder Wieland selbst übernommen.

m.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig